

4 Dem Glauben Zukunft geben in der Welt von heute



4.1 Die „Zeichen der Zeit“ und ihre Herausforderung für die Pastoral

„Zur Erfüllung dieses ihres Auftrages obliegt der Kirche die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Lichte des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens und dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben. Es gilt also, die Welt, in der wir leben, ihre Erwartungen, Bestrebungen und ihren oft dramatischen Charakter von heute zu erfassen und zu verstehen.“

II. Vatikanisches Konzil, Pastoralkonstitution, Nr. 4

Unter dem Namen „Dem Glauben Zukunft geben“ hat Erzbischof Dr. Reinhard Marx einen Prozess gestartet, der sich um eine Neuorientierung und Neustrukturierung der Seelsorge bemüht. Es soll dabei um „mehr als Strukturen“ gehen. Im Zentrum steht die Frage: Wie kann der christliche Glaube als Quelle des Lebensgewinns, der Lebenshilfe und der Befreiung vergegenwärtigt werden? Für die Beantwortung ist ein Weg gewählt worden, der an die gesellschaftliche Realität anknüpft und die „Zeichen der Zeit“ aufgreift. (Zum Projekt „Dem Glauben Zukunft geben“ vgl. www.dem-glauben-zukunft-geben.de).

In der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils ist die Deutung der Zeichen der Zeit verknüpft mit dem Auftrag, den Menschen zuzuhören, ihre Fragen aufzugreifen und zu verstehen, woran sie leiden und worüber sie sich freuen. Diesem Ansatz liegt folgende Einsicht zugrunde: So wie Gott in seinem Sohn Jesus Christus die Welt und die Menschheit leibhaftig angenommen hat, so darf auch Christen und ihren Kirchen „nichts wahrhaft Menschliches“ fremd sein. Demnach ist es eben nicht christlich, eine Mystik mit dem Rücken zu den Fragen und Leiden der Menschen zu pflegen. „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, vor allem der Bedrängten“, sind die Herausforderungen, auf die Christen „im Lichte des Evangeliums“ zu antworten haben (Pastoralkonstitution, Nr. 1).

Nicht sich abkoppeln von der Welt, sondern wachsender Zeitgenosse zu sein, hierin liegt also der Kern des Auftrags, die Zeichen der Zeit zu deuten. Es geht um eine „Mystik der offenen Augen“ - um das genaue Hinsehen.

Sehen – Urteilen – Handeln

Der Auftrag des Zweiten Vatikanischen Konzils ist oft mit dem aus der Christlichen Arbeiterjugend (CAJ) bekannten Dreischritt „Sehen – Urteilen – Handeln“ umgesetzt worden. Der Gründer der CAJ, Joseph Cardijn, nannte diese Methode auch „révision de vie“ (Lebensbetrachtung). In Gemeinschaft sollte überlegt werden, welche Herausforderung zum Handeln in einer bestimmten Situation oder Begegnung entdeckt wird. Auch das Sozialwort der beiden großen Kirchen in Deutschland aus dem Jahr 1997 „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“ hat auf den Dreischritt „Sehen – Urteilen – Handeln“ zurückgegriffen.

Vgl. zum Dreischritt Sehen – Urteilen – Handeln auch Seite 54.



„Eine zukunftsfähige Seelsorge muss die weitgehende Verengung auf den wohnungsbezogenen pfarrlichen Organisationsraum der Kirche überwinden und sich wesentlich stärker auf ‚lebensraumorientierte‘ Seelsorge hin entwickeln, um den Anschluss an das übrige Leben und das Leben der Übrigen zu finden. [...] Das kirchliche Personal darf nicht davor zurückschrecken, die schützenden Mauern und guten Stuben zu verlassen und von den ‚Balkönchen‘ herabzusteigen. Auch die Menschen von heute sind religiös hungrig und machen Erfahrungen der ‚Selbsttranszendenz‘. Jenseits der Mauern und guten Stuben könnte ihr Hunger christlich gestillt werden.“

Michael N. Ebertz, Soziologe und Pastoraltheologe

Die zentrale Herausforderung, vor der die Kirche steht, ist nicht der Mangel an Priestern, an Personal oder an Geld. Ihr Problem ist vielmehr die Exkulturation, also die wachsende (Selbst-)Distanzierung von den kulturellen, ästhetischen und sozialen Erfahrungsräumen sowie Ausdrucksformen der Menschen dieser Zeit.

Viele Pfarrgemeinden erreichen nur noch bestimmte Ausschnitte unserer Gesellschaft. Bestimmte Lebensstile, Lebenslagen und Lebenserfahrungen kommen dort einfach nicht vor. Für viele Menschen sind die Pfarreien trotz räumlicher Wohnortnähe in ihren Kommunikationsformen und Umgangsstilen, in ihrer Ästhetik und Sprache, mit ihren Engagement- und Gemeinschaftsformen fremde Orte geworden – Orte, die sie in ihrer Lebenswirklichkeit nicht betreffen. Nur noch von einer schrumpfenden Minderheit werden sie geschätzt als Orte, in denen sie ihren Glauben leben und sich engagieren können. Mehrheitlich hat sich unter den Kirchenmitgliedern der Typus des „Kirchenkunden“ herausgebildet. Als „Kasualienfromme“ nehmen sie zwar rituelle Dienstleistungen an den Lebenswenden sowie an Fest- und Feiertagen (Taufe, Hochzeit, Beerdigung, Erstkommunion, Weihnachten) in Anspruch. Sie schätzen auch die pädagogischen und pflegerischen Angebote (Kindergärten, kirchliche Schulen, Altenheime, Sozialstationen) sowie die Beratungsangebote der Kirche. Im Alltag aber, auch sonntags, halten sie eher Distanz zum Gemeindeleben. Nicht selten wählen selbst engagierte Kirchenmitglieder religiöse Angebote jenseits kirchlicher Orte und gehen als „spirituelle Wanderer“ eigene Wege. Gerade „religiös musikalische“ Christen vermissen in den Pfarrgemeinden oft spirituelle Strahlkraft und geistliche Relevanz.

nach: Bernhard Spielberg, Pastoraltheologe / Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Für eine Pastoral der Weite (Erklärung der ZdK-Vollversammlung am 20./21. Mai 2008)

An-Fragen

- Welche Menschen sprechen wir an? Welche kommen nicht vor? Welche übersehen wir? Welche grenzen wir aus?
- Wie hoch sind die Schwellen für „Neue“ und Fernstehende?
- Wie entgehen wir der Gefahr, um uns selbst zu kreisen, um unsere Themen und Gruppen?
- Wie gehen wir mit widersprüchlichen Erwartungen um (Engagierte, „Kasualienfromme“ etc.)
- ...



„Konkret und gesellschaftlich gesehen, wird die Kirche nicht mehr so wie früher einfach durch das Bestehen ihres Amtes, ihrer gesellschaftlich festen Strukturen und durch ein Bewusstsein ihrer Selbstverständlichkeit in der öffentlichen Meinung da sein und auf dieser Basis neue Mitglieder rekrutieren, indem die Kinder den Lebensstil ihrer Eltern übernehmen und fortsetzen und von der Kirche getauft und indoktriniert werden. Die Kirche wird nur da sein, indem sie immer neu wird durch die freie Glaubensentscheidung und Gemeindebildung der Einzelnen inmitten einer eben nicht von vornherein christlich geprägten profanen Gesellschaft.“

Karl Rahner, Theologe

Der Wandel in vielen Gemeinden hat vielfach damit zu tun, dass sich das Traditionschristentum mehr und mehr zu einem Wahlchristentum wandelt. Auch wenn noch ein Großteil der Kinder getauft wird, erleben wir alle, dass das Bekenntnis zum christlichen Glauben und die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde auf einer echten persönlichen Entscheidung beruht. Auch andere Institutionen wie Parteien und Gewerkschaften trifft diese Entwicklung. Dies bedeutet nicht, dass die Menschen weniger religiös wären. Ein Großteil der Menschen tendiert immer noch dazu, Gott in ihrem Leben für wichtig zu halten, sie beten, wünschen religiöse Feiern zumal zu Geburt, Heirat und Tod, schätzen Meditation als Zeit der Ruhe und ziehen aus dem Glauben für ihr Leben Trost. Gerade im gesellschaftspolitischen Bereich orientieren sich Menschen an der Kirche. Das Eintreten für Grundwerte, der Einsatz für Arme und Benachteiligte, für Frieden, Umwelt und Eine Welt wird von vielen Menschen gesehen und anerkannt. Allerdings nehmen die Menschen die Zuweisung ihrer Lebens- und Deutungsmuster nicht mehr unbesehen hin. Ihr Verhältnis zu ihrer eigenen Kirche unterliegt der persönlichen Wahl.

Der Trend zur Individualisierung birgt aber auch eine Chance in sich – die Chance zur persönlichen Glaubensentfaltung. Wenn Menschen ihre eigene Lebensgeschichte, die Höhepunkte ihres Lebens, aber auch die schwierigen Situationen (wie etwa Schwangerschaftskonflikt, schwere Krankheit, den Tod naher Angehöriger, das Zerbrechen persönlicher Beziehungen, Arbeitslosigkeit, Armut im Alter) als Geschichte mit Gott erfahren – wenn es den Pfarrgemeinden gelingt, deren Situation ernst zu nehmen, sich davon berühren zu lassen und mit ihrer guten Botschaft die Menschen so anzurühren, dass sie Glaube als Hilfe zum Leben erfahren, dann sind wir auf einem guten Weg, missionarisch Kirche zu sein.

An-Fragen

- Welchen Ort haben in unseren Gemeinden die Lebensgeschichten der Menschen? Können die Menschen spüren, dass sie in ihrer Persönlichkeit, mit ihren Ecken und Kanten, gewollt und angenommen sind, dass ihnen mit Achtung begegnet wird?
- Wie gehen wir mit Neuen um? Mit Menschen, die sich in den Gottesdienst zufällig „verirrt“ haben? Sprechen wir sie an? Oder warten wir darauf, dass sie sich integrieren?
- Welche Qualität haben unsere Kommunikations- und Beziehungsformen?
- Wie vielfältig „darf“ unsere Gemeinde sein? Wie viel Harmonie muss sein?
- ...



„Die Normalbiografie der Industriegesellschaft macht diskontinuierlichen und entstandardisierten Mustern des Lebenslaufs bzw. des Erwerbslebens immer mehr Platz. Phasen der Ausbildung, des vollen oder prekären Erwerbs und der Erwerbslosigkeit wechseln einander ab. (...) Dies führt nicht nur zu einem neuen Typus von Umstellungen: der Abwertungskarriere. Dies trifft neben den Unterprivilegierten zunehmend die ‚respektable‘ Mitte der Facharbeiter und Fachangestellten, wie auch die neuen und alten Bildungsschichten. (...) Annähernd jede zweite Person macht die Erfahrung einer vorübergehenden Arbeitslosigkeit. Wegen ihrer guten Grundqualifikation finden sie zwar meist bald wieder Beschäftigung. Jedoch wird diese relative Sicherheit inzwischen immer häufiger mit geringem Einkommen und erhöhten Belastungen an Pendlerwegen, Mehrarbeit und Abwesenheit von der Familie bezahlt.“

Michael Vester, Soziologe

Parallel zu der gesellschaftlichen Individualisierung hat sich die Arbeitswelt in den letzten Jahren grundlegend gewandelt. Die „neue Kultur des Kapitalismus“ fordert Arbeitnehmer, die aktiv und flexibel sind, ständig neue Projekte generieren und die Bereitschaft mitbringen, schnell neue Bindungen und Netzwerke aufzubauen. Viele erfahren die Imperative der Managementtheorien wie „sei kreativ“, „verwirkliche dich selbst“ als Überforderung. Mit der Verantwortung wächst der Erfolgsdruck, der Arbeitstag wird intensiver oder länger, die Grenzen zwischen beruflichem und privatem Dasein drohen zu verschwimmen. Die Zusage selbständiger Arbeit und flexibler Arbeitszeiten wird durchkreuzt von der Erwartung der Arbeitgeber, rund um die Uhr erreichbar zu sein und auf Urlaub zu verzichten. Unter dem Druck streichen „flexible Arbeitnehmer“ gemeinsame Zeiten mit dem Ehepartner und den Kindern rigoros zusammen, verbringen Nächte und Sonntage im Büro, bis ihnen Schlafstörungen, Rückenschmerzen und Partnerschaftskonflikte über den Kopf wachsen.

Eine Aufgabe von christlichen Gemeinden ist es, Platzhalter zu sein für das, nach dem die Menschen in einer schnelllebigen Welt suchen, die ihnen bald ‚zu viel‘ wird, das heißt zu unübersichtlich, verworren, flüchtig vorkommt. Daher ist es wichtig, Plätze und Orte der Entschleunigung zu schaffen, des Innehaltens, des Sein-Lassens und Auf-Hörens. Der Einsatz für die Bewahrung des Sonntags ist daher ein Beitrag, Menschen Zeit-Räume von Sinn, Freiheit und Gemeinschaft zu erhalten.

An-Fragen

- Welche „Räume des Aufatmens“ gibt es in unserer Gemeinde?
- Wo können Menschen „da“ sein, ohne etwas leisten zu müssen?
- Welche Rolle spielt in der Bewertung von Gemeindemitgliedern, ob sie „aktiv“ sind und mitarbeiten?
- ...



Wertschätzung für die scheinbar Überflüssigen

„Nun behaupten die Apostel des neuen Kapitalismus, ihre Version der drei Grundthemen – Arbeit, Qualifikation, Konsum – Sorge für größere Freiheit in der Gesellschaft. Ich behaupte dagegen, dass diese Veränderungen den Menschen keine Freiheit gebracht haben. Warum? Weil die Menschen äußerst besorgt und beunruhigt sind im Hinblick auf ihr Schicksal unter den Bedingungen des »Wandels«. Was ihnen fehlt, ist ein mentaler und emotionaler Anker. Nachdem sich der alte, soziale Kapitalismus aufgelöst hat, erzeugen die neuen Institutionen nur ein geringes Maß an Loyalität und Vertrauen, dafür aber ein hohes Maß an Angst vor Nutzlosigkeit. (...) Ohne Frage ist das Gespenst der Nutzlosigkeit eine große Herausforderung für den Sozialstaat. (...) Was kann der Staat für Menschen tun, die nicht mehr gebraucht werden? Wenn Reformer akzeptieren, dass Nützlichkeit ein öffentliches Gut darstellt, können sie etwas gegen die Angst der Menschen vor ihrer Überflüssigkeit unternehmen – gegen jene Angst, die von den dynamischsten Sektoren der Wirtschaft ausgelöst wird. Das gilt nicht nur für Politiker. Wir alle müssen nach Möglichkeiten suchen, damit Menschen als nützliche Mitglieder der Gesellschaft Anerkennung finden. (...) Da Menschen nur dann Halt in ihrem Leben finden können, wenn sie versuchen, etwas um seiner selbst willen gut zu tun, scheint mir der Triumph der Oberflächlichkeit in Arbeit, Schule und Politik sehr zweifelhaft.“

Richard Sennett, Soziologe

Unsere Gesellschaft spaltet sich immer mehr in eine Gruppe der Gewinner und eine der Verlierer, in eine Gruppe von Menschen, die qualifiziert sind, mithalten können und gebraucht werden, und in eine Gruppe von Menschen, die aufgrund beschleunigter Technologisierung unbrauchbar geworden sind und wegrationalisiert werden. Die wichtigste Antwort sind möglichst hohe Investitionen in die Bildung, damit sich in den nächsten Jahrzehnten möglichst wenig Menschen in der Situation eines Geringqualifizierten befinden. Doch auch bei einem optimalen Bildungssystem wird es Menschen geben, die nur relativ einfache Tätigkeiten verrichten können. Wenn sie nicht zu den Verlierern der Globalisierung gehören sollen, müssen wir Wege finden, diesen Menschen Anerkennung und Wertschätzung zu schenken.

Es bedarf der gesellschaftlichen Solidarität, damit Menschen Handlungsspielräume gewinnen und von der damit gewonnenen Freiheit verantwortlich Gebrauch machen können. Solidarität – ob spontan und freiwillig oder institutionalisiert – steht nicht gegen Freiheit, sondern eröffnet denjenigen, denen sie gilt, vorher verschlossene Freiheits- und Entfaltungsräume. Vor den Folgen gesellschaftlicher Spaltung zu warnen und durch Taten und Initiativen zu einem friedlichen Zusammenleben beizutragen, zählt zu den entscheidenden Aufgaben christlicher Zeitgenossenschaft.

An-Fragen

- Welche „Verlierer“ wohnen in unserer Gemeinde? In welcher Form kommen sie im Gemeindeleben vor?
- Wie tragen wir in unserer Gemeinde zum Miteinander der unterschiedlichen Milieus und sozialen Gruppen bei?
- Wie können wir Benachteiligte darin unterstützen und begleiten, in die Gesellschaft und Arbeitswelt integriert zu werden?
- Wie (er)leben wir Solidarität?
- ...



„Die Verwundbarkeit nimmt zu. Die Standards der sozialen Lage (Einkommen, Wohnweise, Familien- und Gesundheitssituation usw.) sind so wenig stabil, dass ein alltäglicher Schicksalsschlag – Arbeitslosigkeit, Krankheit, Unfall, Scheidung usw. – mindestens vorübergehend unter die Armutsgrenze führt. Das Problematische daran ist, dass gleichzeitig die sozialen Schutzräume wegbrechen. Zum einen zieht sich der Staat zurück, zum anderen lösen sich traditionelle Sozial- und Solidarformen auf – von der Familie und der erweiterten Verwandtschaft über Nachbarschaft und Gemeinde bis hin zu kirchlichen, politischen und gewerkschaftlichen Organisationsformen. Damit gehen viele der gemeinschaftlichen Ressourcen an Schutz und Solidarität verloren. Der schrittweise Abbau sozialer Sicherungen und der Rückzug des Staates aus der Verantwortung für eine solidarische Daseinsvorsorge trifft hochgradig individualisierte Individuen, die dem kalten Wind einer radikalen Marktvergesellschaftung schutzlos ausgeliefert sind.“

Franz Schultheis, Soziologe

Sparen und Kürzen ist derzeit das Motto auf allen politischen und kirchlichen Ebenen. Vor allem die Gemeinden und Städte haben als letztes Glied der unter Sparzwängen stehenden staatlichen Gebietskörperschaften immer weniger Handlungsspielräume. Damit fehlen aber auch mehr und mehr die finanziellen und personellen Ressourcen für eine kommunale „Integrationspolitik“. Dies trifft vor allem die Armen und Benachteiligten. Es wird daher wieder wichtiger, die Aufmerksamkeit auf die Menschen in Not und Leid zu richten. Wenn die fetten Jahre vorbei sind, müssen um so mehr die Menschen vor Ort zusammenrücken: die Kommunalpolitik, die Kirche, die Unternehmen und die Vereine. Verantwortliche in Politik und Kirche stehen vor der gemeinsamen Herausforderung, in die Menschen zu investieren und Rahmenbedingungen für solidarische Netzwerke zu schaffen. Umbruchsituationen schreien danach, einen solidarischen Aufbruch zu wagen. Gerade weil weniger Geld da ist, wächst die Bedeutung des bürgerschaftlichen Engagements. Initiativen im unmittelbaren lokalen Umfeld, Besuchsdienste, Treffpunkte für Arbeitslose, Begegnungen mit ausländischen Mitbürgern, Unterstützung von Asylsuchenden, Obdachlosenfrühstück u.a. sind nicht nur materielle Hilfe für Menschen in Not. Aufgrund persönlicher Begegnungen geschieht zugleich die Annahme des/der Anderen als Person. „Die Kirche ist eine solche lebendige Kraft: In ihr lebt die Dynamik der vom Geist Christi entfachten Liebe, die den Menschen nicht nur materielle Hilfe, sondern auch die seelische Stärkung und Heilung bringt, die oft noch nötiger ist als die materielle Unterstützung.“ (Benedikt XVI., Deus caritas est, Nr. 28b)

An-Fragen

- Welche Beispiele an Eigeninitiative und christlicher Nächstenliebe gibt es in unserer Pfarrgemeinde?
- Mit welchen Gruppen und Initiativen arbeiten wir vor Ort zusammen? Wo und wie könnte die Zusammenarbeit verbessert werden?
- Welches Verhältnis haben wir zur Kommune? Welchen Nutzen hat die Kommune von uns?
- ...



„Wir müssen zu einigen der sichersten und zuverlässigsten Grundsätze der Religion und der althergebrachten Werte zurückkehren – dass Geiz ein Laster ist, das Eintreiben von Wucherzinsen ein Vergehen, die Liebe zum Geld abscheulich.“ (John Maynard Keynes, Volkswirtschaftler)

„Wir bezahlen für unseren Wohlstand mit dem Verlust zwischenmenschlicher Beziehungen. Das ist erschreckend. Der Sonntag ist der neue Montag. Das Familienleben wird auf dem Altar der Gier geopfert. Das Zusammensein mit anderen macht unser Dasein lebenswert, nicht eine gesunde Wirtschaft. Ohne Zeit füreinander sind wir nur Roboter.“ (Peter Jensen, anglikanischer Erzbischof von Sydney)

Die Welt wächst immer mehr zusammen – dank moderner Kommunikationsmittel und dem internationalen Warenverkehr. Zugleich spaltet sich die Welt aber immer mehr. Die Kluft zwischen dynamischen Wachstumszentren und den Regionen, die den Anschluss an diese Entwicklung verlieren, wird größer. 20% der Weltbevölkerung verfügen über 80% des Welteinkommens und beanspruchen 80% der weltweiten Ressourcen. Die 356 wohlhabendsten Familien der Welt erfreuen sich eines Reichtums, der das Jahreseinkommen von 40% der gesamten Menschheit übertrifft. Zwei Drittel der Menschheit leben von der globalen Wirtschaft isoliert, haben keinen Zugang zu modernen Kommunikationsmitteln und zu Elektrizität. Der Biosphäre geht es nicht besser. Anstatt eine nachhaltige wirtschaftliche Entwicklung zu fördern, vergeuden wir die verbliebenen fossilen Brennstoffreserven, blasen immer mehr Kohlendioxid in die Atmosphäre, zerstören die Ökosysteme, gefährden das Überleben unserer Mitkreaturen und tragen zur globalen Erwärmung bei.

Der von der christlichen Hoffnung getragene Hunger nach Sinn, das Dursten nach Gerechtigkeit und Heil für alle drängt dazu, sich mit diesen Entwicklungen nicht einfach abzufinden. Wer sich zum christlichen Glauben bekennt, kann nicht anders, als sich für mehr Menschlichkeit, für Frieden und Gerechtigkeit und für den Erhalt der Schöpfung einzusetzen. Die „biblische Option für die Armen hält an, die Perspektive der Menschen einzunehmen, die im Schatten des Wohlstands leben (...). Sie lenkt den Blick auf die Empfindungen der Menschen, auf Kränkungen und Demütigungen von Benachteiligten, auf das Menschenunwürdige, auf strukturelle Ungerechtigkeit. Sie verpflichtet die Wohlhabenden zum Teilen und zu wirkungsvollen Allianzen der Solidarität“ (*Gemeinsames Wort, Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit*, Nr. 107).

An-Fragen

- Welchen Platz haben politisch engagierte Menschen in unserer Gemeinde?
- Wie gehen wir mit sogenannten Idealisten und „Weltverbesserern“ um?
- Was tragen wir zu einem gerechten und ökologischen Wirtschaftsweise bei? Welche Produkte verwenden wir bei kirchlichen Festen und Feiern? Achten wir auf die Herkunft und Herstellungsweise? Welche Rolle spielt der faire Handel in unserer Gemeinde? Welche ökologischen Projekte haben wir initiiert? Wie greift unsere Erwachsenenbildung dieses Thema auf?
- Wie politisch wollen und können wir sein?
- ...



„Aber die Ecken und Kanten der eigenen Botschaft abzuschleifen, sich klein zu machen – diese Anpassungsstrategie vieler hiesiger Christen, Theologen und Kirchenführer führt in Langeweile und Irrelevanz. (...) Die pluralistische Gesellschaft sehnt sich geradezu nach erkennbaren Haltungen und Figuren, nach Felsbrocken im Meinungsbrei. (...) Sie hat sich dem Lebensschutz-Rigorismus der katholischen und evangelischen Bischöfe in der Bioethik vielleicht nicht angeschlossen – doch ist sie neugierig, aufmerksam, nachdenklich geworden. (...) Und warum wohl haben die konfessionellen Schulen solchen Zulauf, viel mehr, als sie verkraften können? Weil man ihnen Maßstäbe zutraut, ein Bild vom Menschen als Richtschnur des Erziehens, einen Kompass im Meer der Standpunktlosigkeit. (...) Eine moderne, liberale, offene Gesellschaft entsteht nicht dadurch, dass alle möglichst modern, liberal und offen sein wollen. Sie lebt davon, dass jeder er selbst ist, erkennbar, und deutlich redet – der Katholik wie der Protestant, der Christ wie der Muslim, der Gläubige wie der Atheist. Es ist der Streit, der die Vielfalt hervorbringt, nicht die ängstliche Ausgewogenheit, die gleich mit dem Kompromisshaften und Konsensfähigen beginnen möchte.“

Jan Roß, Journalist

Das Bedürfnis nach dem Grundsätzlichen, nach einem tieferen Grund der Dinge ist gewachsen: Was macht Wert und Würde des Menschen aus? Warum sind wir unveräußerlich und unverkäuflich? Aber nicht nur in Hinsicht auf die „großen“ ethischen Fragen, die sich zum Lebensbeginn (Stammzellenforschung, Präimplantationsdiagnostik, Abtreibung, Klonen ...) und Lebensende (Sterbehilfe etc.) des Menschen stellen, ist der Ruf nach ethischer Orientierung lauter geworden. Auch für das alltägliche Miteinander ist eine Unsicherheit darüber spürbar, was das Land zusammenhält und welche Regeln gelten. Respektlosigkeit im Umgang, antisoziales Verhalten, Verrohung in der Sprache und eine niedrige Gewaltschwelle im Alltag haben zu einer Renaissance der Wertefragen geführt. Regierungen starten Respekt- und Anstandskampagnen, die Kirchen werden zu „Wertegipfeln“ eingeladen. Dahinter steht die Hoffnung, dass über die Religion eine gemeinsame Werteordnung und Bindungsfähigkeit geschaffen werden kann. Religion und Kirche scheinen in unserer Gesellschaft eine „Hüter- und Wächterfunktion“ für all das zu haben, was mit Werten, Ethik, Moral, letzten Dingen zu tun hat. Dahinter steht die Erwartung, dass die Religion zur Bildung eines persönlichen Urteils- und Handlungsvermögens beiträgt, das sich an Werten wie Menschenwürde, soziale Verantwortung, Achtung der Natur und Akzeptanz der eigenen Grenzen orientiert. Der schulische Religionsunterricht, das Engagement in kirchlichen Jugendverbänden etc. können dadurch an gesellschaftlicher Bedeutung gewinnen.

An-Fragen

- Wo sind wir in unserem Lebensumfeld als Christen, als Gemeinde gefordert, Position zu beziehen?
- Wie wichtig ist uns die Persönlichkeitsbildung von Kindern und Jugendlichen? Welche Beziehung haben wir zu den örtlichen Kindergärten und Schulen? Wie sind die Religionslehrer/innen in die Pfarrgemeinde eingebunden?
- Welche (sozialen) Kompetenzen werden in den pfarrlichen Jugendgruppen vermittelt? Welche Rolle spielen Jugendverbände?
- Nehmen wir Tendenzen der „sozialen Verrohung“ wahr? Wenn ja, welche?

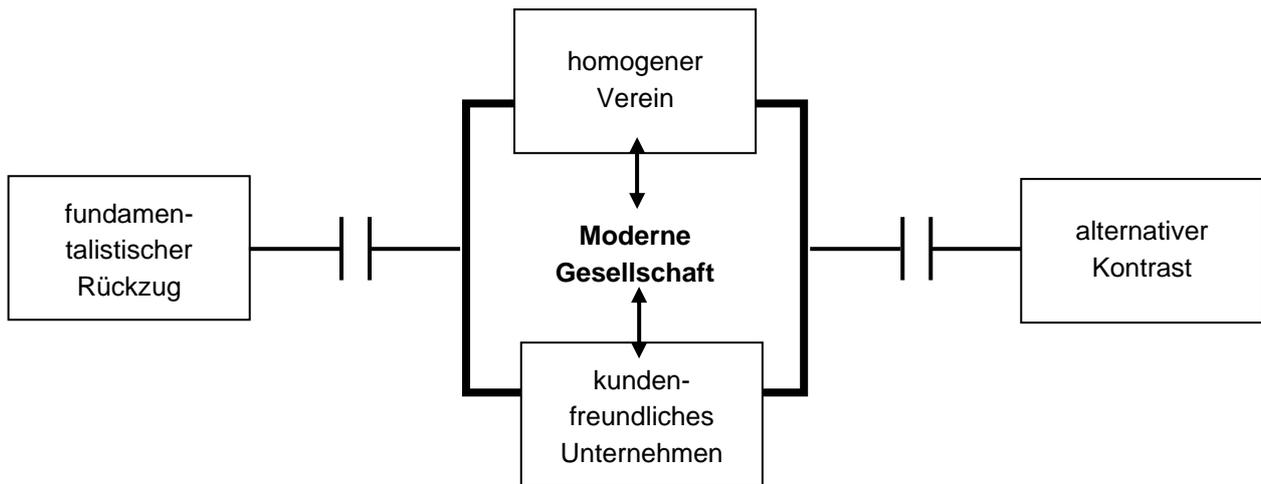


4.2 Typen der Reaktion auf die Herausforderungen

Gesellschaftliche Annäherung oder Distanz

Gemeinden reagieren unterschiedlich auf gesellschaftliche Herausforderungen. Pauschal können zwei Grund-Muster unterschieden werden: die *Distanz* oder die *Annäherung*. Der Pastoraltheologe Herbert Haslinger ordnet den zwei Grund-

mustern jeweils zwei unterschiedliche Typen zu: der distanzierten Position den „*fundamentalistischen Rückzug*“ und „*alternativen Kontrast*“; der Annäherung die Typen des „*homogenen Vereins*“ und „*kundenfreundlichen Unternehmens*“.



Distanz		Annäherung	
<i>Fundamentalistischer Rückzug</i>	<i>alternativer Kontrast</i>	<i>homogener Verein</i>	<i>Kundenfreundliches Unternehmen</i>
<ul style="list-style-type: none"> - Geschlossenes Kommunikationssystem - Einheitliche Orientierung: Geschlossenheit - Negation der Gesellschaft als verdorbene, böse Welt - sektenhafte Züge 	<ul style="list-style-type: none"> - Kirche als Kontrastgesellschaft - Abhebung von den „anderen“ - Eigene Freizeit- u. Kulturangebote - Kritischer Stachel im Fleisch etablierter Verhältnisse - Sektenhafte Züge 	<ul style="list-style-type: none"> - Binnenorientierung: Menschen als Mitglieder gewinnen - Unterscheidung zwischen aktiven und passiven Mitgliedern - Integration über Engagement - Ausgrenzung derer, die nicht dazu passen - Orientierung an „Verenskulturen“ 	<ul style="list-style-type: none"> - Religion als Produkt - Gläubige als Kunden - Angebote, die „en passant“, „im Vorübergehen“ wahrgenommen werden können - Religion als schönes Erlebnis - religiöse Events - Orientierung an der Logik einer durchökonomisierten Gesellschaft

nach: Herbert Haslinger, Lebensort für alle. Gemeinde neu verstehen, Düsseldorf 2005, S. 57-64.

4.3 Orientierung an Jesu Worten und Taten: Gemeinde als Lebensort für alle

„Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.“ (Dietrich Bonhoeffer)

„Das Schicksal der Kirche wird in der kommenden Zeit nicht von dem abhängen, was ihre Prälaten und führenden Instanzen an Klugheit, Gescheitheit, politischen Fähigkeiten usw. aufbringen. Entscheidend wird die Rückkehr der Kirche in die Diakonie: in den Dienst der Menschheit. Und zwar in einen Dienst, den die Not der Menschheit bestimmt, nicht unser Geschmack oder die Gewohnheiten einer noch so bewährten kirchlichen Gemeinschaft. Diakonie habe ich gesagt. Damit meine ich das Sich-Gesellen zum Menschen in allen seinen Situationen mit der Absicht, sie ihm meistern zu helfen.“

Alfred Delp

Dem Gott Jesu Christ geht es um den Menschen. Wo heiles, menschenwürdiges Leben verwirklicht wird, da geschieht Gottes Wille. Der Weg in die Nachfolge Jesu ist der Weg in den Dienst für die Menschen, in die Diakonie. Der Pastoraltheologe Ottmar Fuchs hat vor einiger Zeit einige Charakteristika des Handelns Jesu herausgearbeitet. Sie können Kriterien sein, ob wir uns in unseren Gemeinden an jenem Gott orientieren, von dem Jesus in Wort und Tat sprach:

Jesus geht zärtlich mit den Menschen um

Jesus berührt Aussätzige (Mt 8,3) und lässt sich seinerseits von der blutenden Frau anfassen (Mt 9,20).

Jesus heilt und vergibt

Jesus hat Kranke geheilt und Sünden vergeben. In Jesu Wundertaten zeigt sich konkret die anbrechende Gottesherrschaft. Jesu Rede von Gott ist nicht folgenlos, die Folgen seines Handelns sind sehr konkret und sehr eindeutig: Es sind Heilung, Befreiung, ja Erweckung zu neuem Leben.

Jesus erwartet von den Hilfsbedürftigen und Außenseitern entscheidende Inhalte

Die Leidenden sind bei Jesus nicht nur passive Objekte seines Handelns. Sie haben gerade wegen ihres Leidens selbst Entscheidendes zu sagen. Jesus heilt den Blinden nicht einfach ungefragt, sondern er fragt ausdrücklich: „Was willst du, das ich dir tue?“ Jesus dreht den Spieß um: Gerade von den Kleinen und Schwachen kann man lernen, wie man mit Gott und den Menschen umgeht (Mk 10,50).

Jesus setzt sich öffentlich für die Leidenden ein

Jesus hat öffentlich, also politisch gehandelt. Er hat den Streit mit den damaligen religiösen Machthabern nicht gemieden.

Jesus riskiert in seinem helfenden Handeln, selbst Außenseiter und Bedrängter zu werden

Jesus bekommt wegen seines Verhaltens gegenüber den Außenseitern und wegen seiner öffentlichen Parteinahme für sie massive Probleme. Sein Nonkonformismus und sein Dissidententum um der Diakonie willen kommen denen, die etwas zu sagen haben, als gefährliche Verrücktheit vor und bringen ihn schließlich ans Kreuz.

Jesu diakonisches Handeln ist Konsequenz seiner Gottesbeziehung

Gott ist für Jesus keine unverbindliche Chiffre für Menschlichkeit, sondern selbst ein realer helfender und befreiender Partner in diesem Leben und darüber hinaus, der gerade deswegen in der Geschichte der Menschen nicht anders verkündet und vertreten werden kann denn als vehementer Anwalt hilfe- und befreiungsbedürftiger Menschen. Jesus handelt, wie er handelt, weil er sich von Gott getragen und berufen weiß. Er redet von etwas, das er erfahren hat.

Jesus schweigt von Gott, um für ihn zu handeln

Und dann gibt es noch dieses Letzte, was von Jesus für eine heutige Gottesrede zu lernen ist: dass von Gott zu schweigen jene Form sein kann, in der Gott erscheint. Jesus schweigt manchmal von Gott und bringt ihn gerade dadurch zur Geltung. Er tut dies, wenn er den falschen Gott hinter dem scheinbar richtigen entlarven will, wenn er die Gnadenlosigkeit, Gedankenlosigkeit, Hilflosigkeit einer Rede von Gott entlarven will, die Opfer unter den sowieso schon Leidenden fordert, weil sie Gott zu einem Machtinstrument der eigenen Rechtschaffenheit macht.

nach: Ottmar Fuchs, Heilen und befreien. Der Dienst am Nächsten als Ernstfall von Kirche und Pastoral, S. 31-43.